



Es beginnt nicht mit Beton.

Es beginnt mit einer Lücke.

In Mont-de-Marsan wächst gerade ein Projekt heran, das sich weniger als Gebäude versteht denn als Antwort auf eine stille, hartnäckige Frage: Was geschieht mit jungen Menschen im Autismus-Spektrum, wenn die vertrauten Strukturen der Kindheit enden – und das Erwachsenenleben noch kein Zuhause bietet? Wer fängt sie auf, wenn Systeme enden und Zuständigkeiten verschwimmen?

Man kennt diese Übergänge aus vielen Lebensläufen. Doch hier sind sie schärfer, kantiger, manchmal gnadenlos. Schule vorbei, Förderangebote erschöpft, Familien am Limit – und plötzlich klafft da etwas, das sich nicht so leicht überbrücken lässt.

Der geplante „Campus Autisme“ will genau dort ansetzen.

Nicht als großes Versprechen.

Sondern als Versuch.

---

Die Zahlen wirken zunächst nüchtern. Fünfzehn junge Menschen zwischen 15 und 25 Jahren. Ein Grundstück von 10.000 Quadratmetern im Quartier Plaine des sports. Ein Zeitplan, der Richtung Ende des Jahrzehnts weist. Ein Budget, das sich im zweistelligen Millionenbereich bewegt.

Doch Zahlen erzählen selten die ganze Geschichte.

Denn hinter ihnen stehen Biografien, die oft nicht linear verlaufen. Wege, die abbrechen, Umwege nehmen, manchmal komplett neu beginnen müssen. Junge Menschen, die in bestehenden Strukturen nicht mehr mitkommen oder nie richtig angekommen sind. „Rupture de parcours“, nennen es die französischen Behörden – ein Bruch im Lebenslauf.

Ein hartes Wort.

Und ein sehr treffendes.



---

Der Campus richtet sich genau an diese Bruchstellen. An jene, die durch Raster fallen, die zu komplex für Standardlösungen wirken oder schlicht keinen Platz mehr finden. Zehn von ihnen mit schwereren Ausprägungen des Autismus, fünf mit Formen ohne intellektuelle Beeinträchtigung.

Eine heterogene Gruppe.

Und genau darin liegt eine leise Spannung.

Wie schafft man einen Ort, der Unterschiede nicht glättet, sondern trägt?

---

Vielleicht liegt ein Teil der Antwort im Begriff selbst: „Campus“. Er klingt nach Offenheit, nach Bewegung, nach Übergang. Nach einem Ort, an dem man nicht nur wohnt, sondern lebt, ausprobiert, scheitert, neu ansetzt.

Und ja, das Wort wirkt erstmal ein bisschen nach Marketing.

Doch hier bekommt es Substanz.

---

Geplant ist kein monolithisches Gebäude, sondern ein Ensemble: zwei kleinere Häuser für Bewohner mit höherem Unterstützungsbedarf, eine Reihe von Studios für mehr Selbstständigkeit, ein Rückzugsraum für Angehörige, Werkstätten, gemeinschaftliche Flächen.

Und mittendrin: eine Halle, offen für das Viertel.

Das klingt fast banal.

Ist es aber nicht.

Denn genau diese Öffnung entscheidet darüber, ob ein Ort isoliert oder verbunden bleibt. Ob er Teil der Stadt ist oder nur am Rand existiert.



---

Die eigentliche Idee liegt ohnehin woanders.

Nicht im Bleiben.

Im Gehen.

---

Der Campus versteht sich als „structure passerelle“, als Brücke. Ein Aufenthalt von ein bis drei Jahren, dann soll es weitergehen – in eine eigene Wohnung, in betreutes Wohnen, in ein selbstbestimmteres Leben.

Das klingt ambitioniert.

Und es wirft Fragen auf.

Wie realistisch ist dieser Übergang? Wie viel Unterstützung braucht es, damit er gelingt? Und wer fängt auf, wenn er nicht klappt?

---

Die Verantwortlichen setzen auf einen Ansatz, der sich bewusst von klassischen Modellen absetzt. Statt Defizite zu betonen, rücken Kompetenzen und Interessen in den Vordergrund. Statt Abschottung wird Nähe gesucht – zu Familien, zur Nachbarschaft, zum Alltag.

Ein Perspektivwechsel.

Oder, nüchterner gesagt: ein Versuch, den Menschen nicht nur als „Fall“ zu betrachten, sondern als Person mit Möglichkeiten.

---

Und doch bleibt eine Spannung bestehen.

Denn das System, in dem dieses Projekt entsteht, hat lange zwischen zwei Polen geschwankt. Auf der einen Seite stark medizinisch geprägte Ansätze, auf der anderen eine fast schon idealistische Vorstellung von Inklusion, die oft an fehlender Infrastruktur scheitert.

Dazwischen: viel guter Wille.



Und nicht selten Überforderung.

---

Der Campus versucht, diese Gegensätze auszubalancieren. Sicherheit bieten, ohne einzuengen. Struktur schaffen, ohne zu bevormunden. Nähe zulassen, ohne Abhängigkeit zu verstärken.

Das klingt nach einer Gratwanderung.

Und genau das ist es auch.

---

Wer mit betroffenen Familien spricht, hört schnell ähnliche Geschichten. Der Schulabschluss naht, und plötzlich wird alles unsicher. Angebote enden, Wartelisten wachsen, Zuständigkeiten verschieben sich. Die Eltern – oft ohnehin stark eingebunden – stoßen an Grenzen.

Manche sagen dann schlicht: „Wir wissen nicht mehr weiter.“

Ein Satz, der hängen bleibt.

---

In diesem Kontext wirkt der Campus wie ein fehlendes Puzzlestück. Nicht als Allheilmittel, aber als Baustein in einem größeren Gefüge. Denn das Projekt steht nicht isoliert, sondern eingebettet in eine breitere Strategie im Département Landes.

Inklusive Wohnformen, Unterstützungsangebote, Entlastung für Angehörige.

Ein kleines Ökosystem entsteht.

Langsam, aber sichtbar.

---

Bemerkenswert ist auch, dass das Projekt nicht bei Null beginnt. Seit 2023 begleitet ein mobiles Unterstützungsangebot junge Menschen im häuslichen Umfeld. Eine Übergangslösung mit einer Villa, in der bereits erste Erfahrungen gesammelt werden.

---



Eine Art Testlauf.

Oder, etwas salopp gesagt: ein Probelauf unter realen Bedingungen.

Und genau das macht den Unterschied.

Denn viele Projekte bleiben abstrakt, hängen zwischen Konzept und Umsetzung. Hier hingegen wird ausprobiert, angepasst, gelernt.

---

Ein Detail verdient besondere Aufmerksamkeit.

Die Gestaltung der Räume erfolgt nicht nur durch Architekten und Fachleute, sondern gemeinsam mit Menschen im Autismus-Spektrum. Ihre Wahrnehmung, ihre sensorischen Bedürfnisse, ihre Erfahrungen fließen direkt ein.

Das wirkt selbstverständlich.

Ist es aber nicht.

---

Denn Räume sprechen.

Sie flüstern, sie drängen, sie überfordern oder beruhigen. Licht, Geräusche, Materialien – all das beeinflusst das Wohlbefinden stärker, als viele ahnen. Für Menschen mit sensorischen Besonderheiten wird daraus oft eine zentrale Frage des Alltags.

Ein Raum kann Halt geben.

Oder Stress.

---

Hier setzt der Campus bewusst an. Nicht als Nebenaspekt, sondern als Kernidee. Architektur wird Teil der Begleitung, nicht bloß Kulisse.

Das ist leise revolutionär.

---



---

Natürlich bleibt Skepsis.

Nicht aus Zynismus, sondern aus Erfahrung.

Die Geschichte sozialer Projekte kennt viele gute Ansätze, die im Alltag an Grenzen stoßen. Personal fehlt, Budgets geraten unter Druck, Zuständigkeiten verhaken sich. Und manchmal verliert sich die ursprüngliche Idee im Verwaltungsalltag.

Das Risiko ist real.

---

Doch es wäre zu einfach, dieses Projekt vorschnell in diese Reihe einzuordnen.

Denn einiges spricht dafür, dass hier mehr als Symbolpolitik entsteht. Die schrittweise Umsetzung, die Einbindung verschiedener Akteure, die konkrete Vorbereitung auf den Betrieb – all das verleiht dem Vorhaben eine gewisse Bodenhaftung.

Kein luftiges Konzept.

Eher ein solides Fundament.

---

Und vielleicht liegt genau darin die eigentliche Stärke.

Nicht im Anspruch, einzigartig zu sein.

Sondern darin, etwas zusammenzuführen, was sonst oft getrennt bleibt: Wohnen, Lernen, Alltag, Unterstützung, Gemeinschaft.

Eine Mischung, die im besten Fall mehr ergibt als die Summe ihrer Teile.

---

Man könnte sagen: ein Ort für das Dazwischen.

Zwischen Jugend und Erwachsensein.



Zwischen Abhängigkeit und Autonomie.

Zwischen Rückzug und Teilhabe.

---

Und genau dieses Dazwischen wirkt oft unsichtbar.

Es taucht in Statistiken kaum auf, passt in keine klare Kategorie. Doch für die Betroffenen prägt es den Alltag – manchmal über Jahre.

Ein Schwebезustand.

Nicht ganz hier, noch nicht dort.

---

Was also braucht es, damit ein solcher Ort funktioniert?

Geduld, sicherlich.

Fachwissen.

Engagement.

Und vielleicht auch eine Portion Mut, Dinge anders zu denken.

---

Denn letztlich stellt der Campus eine grundlegende Frage an die Gesellschaft: Wie gehen wir mit jenen um, die nicht in vorgefertigte Strukturen passen? Schaffen wir Räume, die Vielfalt aushalten – oder erwarten wir Anpassung um jeden Preis?

Eine einfache Antwort gibt es nicht.

Aber es gibt Versuche.

---

Der Campus in Mont-de-Marsan ist einer davon.

---



Noch ist er Zukunft.

Noch ist vieles offen.

Doch allein die Tatsache, dass diese Lücke benannt und angegangen wird, verändert bereits etwas.

Ein kleines Stück Realität verschiebt sich.

---

Und vielleicht liegt darin die leise Hoffnung.

Dass aus einem lokalen Projekt ein Signal wird. Kein Modell, das sich eins zu eins kopieren lässt, sondern ein Impuls. Eine Einladung, genauer hinzuschauen, neue Wege zu wagen, Übergänge nicht länger dem Zufall zu überlassen.

Denn Übergänge entscheiden.

Oft mehr als die stabilen Phasen dazwischen.

---

Am Ende bleibt ein Bild.

Kein fertiges, kein abgeschlossenes.

Eher eine Skizze.

Ein Ort, an dem Türen nicht nur geschlossen, sondern auch geöffnet werden. An dem Entwicklung Zeit bekommt. An dem Scheitern erlaubt ist, ohne endgültig zu sein.

Ein Ort, der nicht sagt: „Hier bleibst du.“

Sondern: „Von hier aus gehst du weiter.“

---

Und wer weiß – vielleicht erzählt man in ein paar Jahren von diesem Campus nicht mehr als Ausnahme, sondern als Anfang einer Bewegung.

---



Wäre das zu viel verlangt?

Oder genau das, was längst überfällig ist?

Ein Artikel von M. Legrand